

Vom Ihr zum Wir – Zugehörigkeit statt Ausgrenzung

Kübra Gümüşay, Aktivistin und freie Journalistin, Hamburg

Ausschnitt aus dem Impuls-Vortrag bei dem

17. Berliner Symposium zur Verantwortungsteilung im Flüchtlingsschutz

19. bis 20. Juni 2017

Französische Friedrichstadtkirche

Seit über zehn Jahren beschäftige ich mich mit der Frage: Wie kann Integration gelingen? Was muss man tun?

Im Laufe dieser Jahre habe ich gelernt:

Man wird erst ein Teil des Wir, indem man nicht nur Teil der Zukunft, sondern auch Teil der Vergangenheit wird.

Ich glaubte lange, die Hoffnung einer pluralen Zukunft, in der man selbstverständlich dazugehört, sei der richtige, der konstruktive Weg für ein plurales Heute. Ich glaubte lange, Partizipation, also die Teilhabe an dieser Gesellschaft, kann erst aus einem „Wir“ und „ihr“, ein gemeinsames, kollektives, inklusives „Wir“ schaffen.

Jahrelang predigte ich: Partizipiert! Nehmt Teil an dieser Gesellschaft! Schafft euch euren Platz in dieser Gesellschaft, euren eigenen, euren individuellen Platz. Bringt euch ein, sagte ich, predigte ich. Denn nur, wer aktiv an dieser Gesellschaft teilnimmt, wird ein Teil dieser. Kein Raum in dieser Gesellschaft, keine Rolle ist passgenau auf die Menschen in dieser Gesellschaft. Erst durch eine aktive Teilnahme und Gestaltung dieser, schafft man sich einen eigenen, persönlichen Platz.

Der Regisseur Fatih Akin wird immer wieder als Integrationsvorbild gelobt. Dabei hat er sich nie aktiv integriert. Er ist integriert, weil er partizipiert hat. Teilgenommen. Unsere Wahrnehmung, unsere Wirklichkeit, unsere Gesellschaft durch seine Filme verändert hat. Damit hat er sich seinen Platz geschaffen.

Also ja, Partizipation ist wichtig. Und richtig. Die Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Teilnahme muss eine wichtige Aufgabe in der Integration von Menschen mit Fluchterfahrung werden.

Aber, das lernte ich mit den Jahren, das ist bei Weitem nicht alles. Das reicht nicht aus.

Es reicht nicht nur ein Teil einer abstrakten, pluralen Zukunft zu sein. Es reicht nicht, aktiv teilzuhaben, um irgendwann einen eigenen Platz zu haben. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, kann nicht der alleinige Faktor sein und bleiben. Damit Integration erfolgreich sein kann, müssen die Pluralität dieser Gesellschaft auch Teil der Vergangenheit werden.

Das erst macht die Pluralität in dieser Gesellschaft selbstverständlich. Das erst zeigt den Menschen: Du gehörst zu uns – du bist ein Teil von uns. Mit deinen Fehlern und Makeln.

Denn es kann nicht sein, dass man erst ein Teil des kollektiven Wir wird, indem man ein überragender, hervorragender Mensch ist. Ein international anerkannter Regisseur, ein talentierter Fußballer, eine preisgekrönte Journalistin oder ein Bestseller-Autor. Sondern auch, wenn man

gescheitert ist mit den Ideen, die man für die Zukunft hatte. Wenn man etliche Schicksalsschläge erleidet und unter ihrer Last zusammenbricht. Wenn man derart verwundet ist, seelisch oder körperlich, dass man sich nicht aktiv diesen Platz in dieser Gesellschaft erkämpfen. Oder womöglich nie lange genug lebt, um diesen Zuspruch zu erfahren und zu fühlen.

Die Verlierer unseres Bildungssystem, die Menschen, die durch unsere sozialen Netze fallen – auch sie gehören zu uns, zu unserem Wir.

Dann erst merken wir: Die Probleme sind unsere Probleme. Die Misstände sind unsere. Das macht uns als Gesellschaft handlungsfähig und ermöglicht es uns, die Misstände anzupacken, zu lösen.

Deshalb ist es wichtig, wie wir jungen Menschen unsere Geschichte als Gesellschaft und Land beibringen:

Die Geschichten der Migranten und Geflüchteten, die Geschichten unserer Eltern und Großeltern – und mittlerweile Ur-Großeltern – auch sie sind die Geschichten dieses Landes. Auch sie müssen mit erzählt werden im Geschichtsunterricht.

Denn Deutschland ist nicht nur heute Migrationsgesellschaft, es war es auch schon vor 200, 100, 50 Jahren. Deutschland ist nicht nur heute plural, sondern war es auch schon vor 50 Jahren.

Diese Geschichten müssen in unseren Geschichtsbüchern stehen. Diese Geschichten müssen „historische Filme“ über die 50er und 60er erzählen.

Es ist nicht nur die heutige Populärkultur, die die gesellschaftliche Pluralität widerspiegeln sollte, sondern auch die Art und Weise, wie wir auf unsere Vergangenheit blicken.

Stellen Sie sich vor – was würde es in einem jungen Menschen mit Fluchterfahrung machen, wenn im Geschichtsbuch die Geschichten von Geflüchteten vor 100 Jahren festgehalten sind. Und vor 50 Jahren. Und 20 Jahren. Wenn er wüsste, Flucht und Migration – sie gehören zu der Geschichte dieser Gesellschaft. Man selber ist nicht der Erste und nicht der Letzte. Und niemand muss auf ewig über die eigene Flucht oder die Flucht der Eltern definiert werden. Man kann ankommen. Man kann ein Teil des Wir werden. Man kann aufhören, der Fremde zu sein.

Wer sich auch in der Vergangenheit entdeckt, lebt nicht nur in der Hoffnung der Zukunft, sondern kann das bindende Element zwischen der Vergangenheit und Zukunft sein.

Wenn wir Menschen, die hier nach Deutschland flüchten, die hier ein neues Leben aufbauen, die hier bleiben möchten, wirklich willkommen heißen möchten, dann müssen wir in ihnen Menschen sehen – nicht Geflüchtete. Dann müssen wir sie selbst ihre Geschichten erzählen lassen und nicht das, was wir meinen, was ihre Geschichte auszeichnet.

Womöglich ist es die Beziehung zu der Mutter, eine gescheiterte Liebe, die Leidenschaft für die Kunst, der Ärger über Technologie, das Sinnieren über die großen Fragen dieser Welt, die Beschäftigung mit der besten Methode, ein Brot zu backen. Es müssen nicht zwangsläufig Krieg und Armut sein.

Lassen Sie uns diese Menschen nicht wie Pressevertreter ihrer jeweiligen Identitätsgruppe durch die Gesellschaft laufen lassen – so wie wir es bei Türkeistämmigen, Muslimen, schwarzen Men-

schen oder Homosexuellen viele Jahre getan haben und häufig noch immer tun. Sie sind keine Türkei-, Islam-, Schwarze-, Homosexualität-Info-Säulen. Sie sind Menschen. Vielschichtig. Kompliziert. Wie alle anderen Menschen auch.

Ja, es gibt sie, die negativen Geschichten. Krieg, Trauma, Leiden. Aber wenn man nur auf diesen negativen Geschichten beharrt, wird damit ihre Erfahrung als Mensch abgeflacht, eindimensional und viele andere Geschichten, die sie formten werden übersehen. Die „singuläre Geschichte“, wie Chimamanda Ngozi Adichie beschreibt, formt Klischees. Und das Problem mit Klischees ist nicht, dass sie unwahr sind, sondern dass sie unvollständig sind. Sie machen eine Geschichte zur einzigen Geschichte.

Man kann sich unmöglich richtig mit einem Ort oder einer Person beschäftigen, ohne sich nicht mit allen Geschichten dieses Ortes oder dieser Person beschäftigen. Die Folge der „singulären Geschichte“ ist: „Sie beraubt die Menschen ihrer Würde. Sie erschwert es uns, unsere Gleichheit als Menschen zu erkennen. Sie betont Unterschiede statt die vielen Gemeinsamkeiten, die wir haben“, sagt Adichie.

Also, was können wir tun?

Wir müssen unsere Vergangenheit mit all ihren Makeln und Fehlern sehen, wahrnehmen, sie erzählen. Die Fehler, die Missstände, die Erfolge, die Liebe, die Menschlichkeit.

Eine plurale, menschliche Erzählung der Vergangenheit macht Pluralität im Heute selbstverständlich, macht eine plurale und tolerante Gesellschaft in der Zukunft nicht bloß zur Hoffnung.

Wenn wir ein neues, inklusives, plurales, selbstverständliches „Wir“ im Jetzt brauchen, müssen wir das „Wir“ der Vergangenheit neu erzählen.

Individuelle Erzählungen. Einzigartige. Mit Makeln und Fehlern. Mit Ängsten und Sorgen. Mit Träumen und Hoffnungen. Mit Geschichte und Zukunft.